

Literarische Erinnerungen und Begegnungen

Autor(en): Otto Kleiber
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1960

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/caee9bdd-35ae-4194-a735-7eccee2dc243>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Literarische Erinnerungen und Begegnungen

Von Otto Kleiber

Basel steht nicht im Rufe einer literarischen Stadt. Es gibt Bücher über unsere Stadt, die ihr wissenschaftliches, künstlerisches, musikalisches Leben in Vergangenheit und Gegenwart eingehend würdigen, für das literarische aber kein Wort haben. Und doch fehlt es in Basels Geistesgeschichte keineswegs an bemerkenswerten literarischen Gestalten, von Sebastian Brant und Pamphilus Gengenbach, den Vätern der baslerischen Satire, über den frommen Drollinger zu Hebel und vom Romantikerkreis um Wilhelm Wackernagel zu Spitteler.

Und wer in unsern Tagen Lust verspürt zu weltweiten literarischen Begegnungen, dem vermittelt sie unser PEN-Club aus erster Hand. Halten wir ein paar fest.

Vor etwa dreißig Jahren trat ein Herr im besten Alter bei mir ein: ein frisches weltoffenes Gesicht unter einer mächtigen Haarmähne und einem Landfahrerhut. Er rückte unvermittelt heraus: «Was ist eigentlich mit euch Schweizern los, daß ihr nicht mitmacht im Internationalen PEN-Club?» Es war

John Knittel,

der in Indien geborene, damals in Ägypten lebende und englisch schreibende Schriftsteller. Seine afrikanischen und Südseeromane wurden viel gelesen, besonders auch seine in schweizerischem Milieu spielenden Erzählungen «Therese Etienne» und «Via Mala», deren Verfilmung und Dramatisierung freilich eine sehr geteilte Aufnahme fanden.

Knittel stammte aus der Basler Missionshaussphäre, die ja schon mehrere Schriftsteller hervorgebracht hat; man denke an Hesse, Bohner, Ida Frohnmeier. Er war seinerzeit unvermit-

telt aus dem Basler Gymnasium ausgerückt, in der Welt verschwunden und tauchte jetzt als gemachter Schriftsteller wieder in der Jugendheimat auf.

Auf meine Erwiderung, wir seien noch nie eingeladen worden, hieß es prompt: «Wird gemacht!» Er stellte die Verbindung mit London her, und so fuhren denn im Sommer 1931 drei Schweizer Schriftsteller nach Holland, wo der neunte internationale PEN-Kongreß tagte. Und was im *Haag*

John Galsworthy,

der große englische Romancier und Nobelpreisträger, Verfasser der gesellschaftskritischen «Forsyte-Saga», in Basel auch von mehreren Stadttheater-Aufführungen her als Dramatiker bekannt, damals internationaler Präsident des PEN-Clubs, in seiner Rede in der mächtigen Mauriz-Hall englisch sagte, das mutete eigentlich schweizerisch, ja direkt Gottfried Kellerisch an:

«Aus Liebe zu unserer Heimat achten wir die Heimat der Andern. Ob wir Schriftsteller nur träumen, wenn wir glauben, die Mauern und Wälle des Mißverstehens zwischen den Nationen beseitigen zu können, wissen wir nicht. Aber das Träumen ist ja die Poesie des Lebens. Tragen wir also dazu bei, daß eines Jeden Traum ein friedlicher, von keinem Alpdrücken gestörter sei.»

So sprach Galsworthy in seiner ebenso ruhigen wie selbstsicheren Art, und die ganze Holländer Tagung war von diesem Geist getragen. Es fehlte an ihr nicht an interessanten Begegnungen. Da saß

Theodor Däubler,

das Haupt der deutschen Delegation. Er sah genau so aus, wie ihn Otto Dix gemalt hat, mit seinem Brahmsbart, der zu manch hübschen Verwechslungsanekdoten Anlaß gegeben hat. Er saß da, wie ein mächtiger Vulkan vor dem Ausbruch, er, der ewig sehnsüchtige Wanderer zwischen Nord und Süd, der orphisch dunkle Rhapsode großen Stils, dessen pantheistisch gestimmte

Dichtung am ehesten mit der von Spitteler verglichen werden konnte:

«Die goldnen Ströme flammen auf wie Hallen!
Ein Strahlendom schließt seine Wölbung zu,
Gedanken, die sich stolz in Hoheit ballen,
Entfalten wunderreichste freie Ruh!»

In Däublers Nähe stand

Jakob Wassermann,

eine eher scheue, sich zurückhaltende Gestalt. Als man ihn, den prominenten Erzähler, aufforderte, eine Tischrede zu halten, wehrte er ab: «Ein Schriftsteller, der reden soll, der ist ja wie ein Papagei, der schweigen soll!» Er sagte dann aber in einer Sitzung doch ein paar sehr markante Worte über die Pflicht des Schriftstellers, in seiner Zeit zu stehen, zu ihr Stellung zu nehmen. So wie er ein Jahr später die akademische Jugend von Basel eindringlich ermahnt hat, den Geist vom Ungeist der finstern Gegenwartsmächte, Haß und Verwirrung, frei zu halten. «Was nützen Worte, Artikel, Kommissionen, Beratungen? Es ist, als ob bei einer Feuersbrunst die Feuerwehr sich im Chorus aufstellte und sänge: H₂O!» So Jakob Wassermann, der den Baslern herzliche Grüße mitgab an ihre Stadt, die er so schätze, hatte sie ihm doch im «Oberlin» eine fesselnde Novellenfigur vermittelt. Wassermann hatte übrigens in Basel einen Schriftbruder, Wilhelm Wackernagel, den Gelehrten und Dichter. Wassermann, der psychologische Grübler, und Wackernagel, der «Basler Stadtpfeifer», wie er sich einmal selbst genannt hat, führten in auffallend gleichem, höchst subtilem Duktus die Feder.

Wir hielten auch Wiedersehen mit dem uns von Basler Vortragsabenden her bekannten

Felix Timmermans,

dem lustigen Krauskopf aus dem ebenso frommen wie lebensfreudigen Städtchen Lier, in dem man «Gott lobt mit einem

Stück Speck im Mund» und in dem «fast jede Person ein Roman ist».

Einen besonders starken Eindruck machte der Vertreter der Ultima Thule, der Isländer

Jon Svensson,

der Verfasser von «Nonni und Manni», der in altnordischer Sprache Verse aus der «Edda» vortrug. Dieser weißhaarige Nordländer im Geistlichenrock spannte damit einen Bogen über acht Jahrhunderte hinweg, vom 12. ins 20. hinein, als wollte er die Spätlinge mahnen: Tut nur nicht so wichtig, es hat auch schon vor euch bedeutende Dinge gegeben.

Die holländischen Städte überboten sich gegenseitig an Gastfreundlichkeit gegenüber den Schriftstellern. Fahrten ans Meer und auf der Zuidersee und städtische Gala-Abende lösten einander ab, und beglückt von ihrem Erlebnis in der Weltgemeinschaft der Federn kehrten die drei Schweizer in die Heimat zurück, fest entschlossen: Da sind wir auch dabei, und nun wurde der *Deutschschweizerische PEN-Club* gegründet und *Emanuel Stichelberger* zu seinem Präsidenten gewählt.

Im nächsten Jahre fuhren dann schon neun Mitglieder, sechs von Basel, drei von Zürich, nach *Budapest* zum 10. Internat. PEN-Kongreß. Ungarn war damals schon nicht mehr das alte Magyarenreich, sondern, seit Trianon, nur noch die *parva Hungaria*, aber noch nicht die unglückliche Nation wie heute. Glanz und stolze Freude an Repräsentation hatte sie sich bewahrt. Vor der Akademie, wo die Tagung stattfand, hielten rechts und links vom Portal zwei Reiter mit ihren spitzen Hunyadihelmen und auf leuchtend roter Schabracke die Ehrenwache. Über 200 Schriftsteller aus mehr als 20 Staaten waren erschienen. Daß in einem solchen Völkerbund der Literaten nicht alles reibungslos gehen kann, so wenig wie in dem der Politiker, ist klar. Und wenn

Ernst Toller,

der deutsche Dramatiker und Kommunist, und *Marinetti*, der italienische Faschist und Futurist, aneinander gerieten, dann

sprühten die Funken. Aber immer noch saß Galsworthy am Präsidententisch und glättete mit seinem ruhigen Lächeln die Wogen. Als er aber ernst mahnte, die Rede nicht auf *politische* Dinge zu lenken, da sprang Toller auf und schrie: «Sind wir ein Touristenverein oder eine Gemeinschaft geistiger Menschen?» Und beim Toben dieses politischen Temperamentes, das für seine Beteiligung an der Münchner Räteregierung im Kerker gesessen und der aggressive Führer der proletarischen Dramatik geblieben war, den nicht das Einzelschicksal interessierte, sondern nur das der «*Masse Mensch*», der «*Maschinenstürmer*» und der «*Hinkemänner*», der Kriegskrüppel, beim Toben dieses revolutionären Pathetikers kam einem unwillkürlich der Gedanke: Wie wirst du, der du im Grunde ein weicher Lyriker bist, du mit deinem melancholischen «*Schwalbenbuch*», wie wirst du enden? Traurig hat er geendet, zermürbt in der Emigration, durch frühe Flucht aus dem Leben, wie mehrere seiner gleichgestimmten Weggenossen.

In ruhigerer Weise trat

Felix Salten,

der feinsinnige Wiener, der Vater des «*Bambi*», für die Förderung des internationalen Verständnisses und des Völkerfriedens ein. Er sprach von der Notwendigkeit, die Literatur dem Leben dienstbar zu machen, und mahnte zur Aufmerksamkeit gegenüber den Bedrohungen der Geistesfreiheit; denn schon hatten in Berlin die ersten Bücherverbrennungen stattgefunden.

Albert Steffen,

der Schweizer, machte denn auch mit einem tiefgründigen Vortrag über dasselbe Thema: Wahrung der äußern Freiheit durch ein Leben in der echten Freiheit des Geistes, starken Eindruck. *Eduard Korrodi* erinnerte daran, wie einst Salomon Geßners Idyllen von der Schweiz aus Eingang in die Herzen aller Länder gefunden; wie ihr ungarischer Übersetzer sie im Gefängnis, als ihm die Tinte ausgegangen, mit seinem Blute zu Ende schrieb.

Wie in Holland, so war auch in Ungarn der gesellschaftliche Teil der Tagung ein großartiger. Ein Empfang beim Ministerpräsidenten Graf Karolyi entfaltete vollen Glanz. Grands cordons waren vorgeschrieben, und wer keine Orden anzuhängen hatte, drückte sich bescheiden in eine der Ecken, wo sich allmählich Gruppen von Smoking-Proletariern bildeten, die sich damit begnügten, dieses üppige Bild wie einen historischen Film vor dem Auge vorbeiziehen zu lassen: Offiziere in goldstrotzenden Uniformen, Prälaten in Purpurmänteln, Diplomaten mit breiten farbigen Bändern über weißen Hemdbrüsten.

Roda Roda

in seiner roten Weste, der am Eingang des Schlosses auf einem Säulenvorsprung gesessen war und einem Kreis von Lachern Habsburger Witze erzählt hatte, war in diesem Farbenmeer glatt untergegangen, nicht mehr zu entdecken.

Den Höhepunkt der repräsentativen Anlässe bildete aber eine Einladung zum damaligen Herrscher Ungarns, zum Reichsverweser *Horthy*. Im prunkvollen Marmorfestsaal stellten sich die Gruppen, nach Nationen geordnet, im Halbkreis auf. Es dauerte einige Zeit, bis diese ungewohnte Dichter-Paradefront formiert war und Galsworthy vortreten und seine Grüße darbringen konnte. Dann ließ sich Horthy jede Delegation vorstellen, und man staunte über seine Sprachkenntnisse.

Eine Nachmittagsfahrt an den Plattensee, den größten See Mitteleuropas, vermittelte lebhaftere Eindrücke ungarischer Landschaft und Volkswesens. Da tauchte die erste echte Zigeunerkapelle auf, und daß der Justizminister des Landes es sich nicht nehmen ließ, zu ihren Klängen den Gästen einen rassigen Czardas in fabelhafter Gelenkigkeit vorzutanzten, berührte die Schweizer ganz besonders, konnten sie sich doch der Vorstellung nicht erwehren: Wie, wenn *unser* Justizminister fremden Gästen einen gemütlichen Ländler zum Handörgeli vortanzte?

Für das folgende Jahr hatten die *Jugoslawen* die Schrift-

steller eingeladen. Der Kongreß fand in *Ragusa*, der alten Felsenrepublik an der Adria, dem heutigen *Dubrovnik*, statt, die einst selbst dem Türkenanstorm widerstanden hatte und jetzt noch trotziges Mittelalter ist. Den Baslern war der Name *Ragusa* ein besonderer Begriff, hatte doch auf dem Basler Konzil Johannes Stoikowitsch aus *Ragusa* eine große Rolle gespielt. Er hat am 23. Juli 1431 das Konzil eröffnet und arbeitete während der langen Verhandlungen hauptsächlich auf eine Union mit den Griechen hin und wurde auch mit wichtigen Missionen, z. B. an den Kaiser in Byzanz, betraut. In der prächtigen Handschriftenmappe zur Basler Geistesgeschichte steht er an erster Stelle.

25 Nationen waren im puppenhaften Theaterchen von *Ragusa* vertreten. Hier lernte man die «Mutter des PEN» kennen. Der PEN-Club ist nämlich die Gründung einer Frau, Mrs. Dawson-Scott. Sie, eine freundliche ältere Dame, ging auf jeden zu, gab ihm die Hand und schielte auf das Namensschildchen am Revers und fragte: «Uas sreiben Sie?»

Die Lage der Schriftsteller in Deutschland (1933!) lag auf allen Gemütern. Die vorgesehenen Vorträge fielen aus über den Besprechungen der deutschen Situation. Galsworthy war gestorben,

H. G. Wells,

der englische Welthistoriker und Sittensatiriker, saß auf dem Präsidentenstuhl. Die Amerikaner unternahmen einen ersten Vorstoß gegen den Geist des Chauvinismus und der Rassenverfolgung. 21 weitere Zentren aber bestanden auf einer aggressiveren Resolution gegen den nationalen Fanatismus. Die Schweizer Delegation gab eine Erklärung ab, daß, da die neutrale Schweiz es ablehne, sich in die innern Angelegenheiten anderer Nationen einzumischen, sie an politischen Diskussionen *nicht* teilnehmen werde, sondern an die Friedensgesinnung des PEN appelliere. Die Österreicher und Holländer votierten in gleichem Sinne, und die Franzosen bemühten sich sehr um eine Verständigung. Aber Wells leitete selbst einen englischen Vorstoß gegen die Deutschen, und diese verließen

in corpore demonstrativ den Kongreß. Der PEN-Club hatte seine Krisentagung, wie so mancher politische Kongreß jener Zeit. Den Nagel auf den Kopf aber traf der yiddische Dichter Schalom Asch mit seiner Bemerkung: «Bisher galten wir, die Juden, als das ‚auserwählte Volk‘; nun haben uns die Deutschen diese schwere Last abgenommen!»

Einen Ersatz und Ausgleich für die unerquicklichen Verhandlungen bot eine wundervolle Adriafahrt im Schiff, entlang den dalmatinischen Inseln nach Split, dem alten Spalato, der Vaterstadt Diokletians, in der ein ganzer alter Stadtteil in einen ehemaligen römischen Palast hineingebaut ist.

Am Vorabend aber, als die Nacht sich auf die Adria gelegt, ließen es sich die Ragusaner nicht nehmen, ihre Stadtgäste zu feiern. In der Hauptstraße, einst ein Meeresarm, staute sich das Volk. Vor dem alten Residenzpalast war ein Podium aufgeschlagen. Hier, vor der prächtigen Palastfassade mit ihren Rundbogenarkaden, war im Jahre 1628 ein Drama des kroatischen Nationaldichters Gundulić aufgeführt worden. Dieses alte Stück «*Dubrawska*», ein Lobgesang auf Ragusas Freiheitsstolz, ausgestattet mit allem ländlichen Zauber eines pastoralen Spieles, mit Hirten, Waldgeistern und Elfen, verfaßt in der klangvollen kroatischen Sprache, zog nun vor uns vorüber, wundervoll in seinem Einklang von Spiel und Raum. Aus dem Portal schritten gravitatisch die Senatoren, aus den Arkaden huschten die Jünglinge und Mädchen heraus, aus den Seitengassen strömten die Züge der Bauern und Bäuerinnen in ihren üppig farbigen Trachten. Die ganze Stadt spielte mit, wie einst an unsern Basler Festspielen von 1892 und 1901, von den Sprechchören der Bürger bis hinunter zum Büblein, das sich ein Hagbillet genommen, just für die dunkle Lorbeerhecke, aus der ein bocksfüßiger Faun herauszubrechen hatte, und das nun, von dem haarigen Ungeheuer erschreckt, auf einmal mitten in der Szene stand.

Bei solch urtümlichem Volkstheater konnten sich die Schriftsteller erholen von dem schlechten politischen Theater, das sie selbst am Tage gespielt hatten.

* * *

Zwanzig Jahre später — der Weltkrieg und seine Nachwehen lagen dazwischen — sah es auch in den Gefilden des internationalen Schrifttums wieder friedlich aus. Die zerrissenen Bande waren neu geknüpft, Ost und West suchten auf dem Kongreß in Tokio 1957, dem ersten in Asien, ernsthaft nach den Möglichkeiten geistigen Austausches. Japanische, chinesische, koreanische, indische, arabische Schriftsteller bekundeten ihren Willen, mit den europäischen Kollegen die geistigen Beziehungen, die schon im Altertum zwischen Ost und West bestanden, neu aufzunehmen im Geiste Goethes:

«Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident,
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.»

Daß ein solches Sichsuchen nur auf dem Boden wahrer Geistesfreiheit und mit Hilfe einer höchstentwickelten Übersetzertätigkeit möglich ist, leuchtet ein. Resolutionen an die UNESCO, dieses geistige Weltband, verlangen sie.

Die Welt ist klein, und ihr Mittelpunkt ist überall. Die Welt der Dichtung aber ist groß.

* * *

Aber nicht nur in der weiten Welt, auch im engeren Umkreis sind literarische Begegnungen möglich.

Unser Lyriker *Hermann Hiltbrunner* hat einmal gestanden: Die Vögel des Leimentals haben mich zum Dichter gemacht. Er hat damit einen ganz besonderen Zusammenhang berührt: den von *Landschaft* und *Dichtung*. Denn Landschaft ist nicht nur ein geographischer Begriff, sondern ebenso sehr ein menschlicher. Warum ist

Johann Peter Hebel

unser Dichter? Nicht nur, weil er am Totentanz geboren ist, sondern weil er aus *unserer Landschaft* heraus dichtete, aus

seinem Heimweh nach ihr heraus, weil er ihrer *Seele* Ausdruck verlieh. Warum ergreift den Basler, wenn er unter den duftenden Linden den abendlichen Rheinweg hinaufgeht und den Blick hinüberschweifen läßt zum schönsten Stromstadtbild weit herum, ein ganz besonderes Gefühl? Unwillkürlich summt er, wenn er ein älterer Basler ist: «Leise rauscht der Strom dahin . . .», das seelenvolle Lied der raurakischen Fischerin aus dem Kleinbasler Festspiel Hans Hubers von 1892. Denn er fühlt: Hier gründet mein Schicksal, hier in der «Suppenschüssel zwischen Jura, Schwarzwald und Vogesen», zu der Hebel im Alter zurückzukehren hoffte, liegt die Wurzel unseres Wesens. Daß ein Strom wie der Rhein als landschaftliches Element Denken und Fühlen besonders beeinflußt, daß er den Blick des Baslers in die Ferne mitnimmt, in seinen Hang zum Beharren Mahnung und Bewußtsein des Fließens und Sichbewegens bringt, wer wollte es bestreiten?

Das hatte auch eine Gruppe rheinischer Dichter erkannt und sich zwanglos zusammengetan zum *Rheinischen Dichterbund*, der sich zu Tagungen in Rheinstädten traf. Im gleichen Jahr wie der Kongreß in Ungarn fand die *Rheinische Dichtertagung* in Freiburg i. Br. statt, eben mit dem Verhandlungsthema: *Landschaft und Dichtung*. Man wandelte dort durchaus nicht auf romantischen Pfaden, sondern suchte mit Ernst zum Problem «Landschaft» vorzustoßen. Darum hatte man auch die Schweizer, Elsässer, Luxemburger und Holländer eingeladen. So bot auch diese Tagung in der Schwarzwälder Metropole Gelegenheit zu interessanten Dichterbekanntschaften.

Rud. G. Binding,

als Professorensohn in Basel geboren, aber als Deutscher in Freiburg aufgewachsen, äußerte sich sehr interessant zum Problem «Landschaft» vom Künstlerischen her. Jedes Geschlecht muß sich «seine» Landschaft innerlich erobern, muß mit dem Goetheschen Wahrheitsgefühl ihr nahekommen. Die Heimat darf vom Staat nicht verdrängt werden.

René Schickele,

der Elsässer, der Dramatiker des gleichzeitig in Paris und Berlin aufgeführten «*Hans im Schnakenloch*», legte ein herzhaftes Bekenntnis zum Land zwischen Schwarzwald und Vogesen ab. «Dieses Land gehört nicht zu mir, ich gehöre zu ihm. Es liegt da, wie zwei Seiten eines Buchs, zusammengehalten durch das Band des Rheins. Der Rhein muß die Naht sein und bleiben, ohne sie gibt es kein Europa.» Der Dichter, vom Vater her Elsässer, von der Mutter her Franzose, schrieb die Trilogie «Ein Erbe am Rhein», ferner die Bände «Himmlische Landschaft» und «Blick auf die Vogesen». Er wohnte in Badenweiler, als richtiger Brückenmensch war er in Basel ein häufiger und stets gern gesehener Einkehrer. Schickeles Lebensbekenntnis liegt in seinem Werk. Es lautet über Tageskampf und Leidenschaft hinaus schlicht menschlich: «Lebendiger Glaube ist höchste Gnade.»

Norbert Jaques,

der Luxemburger, in seiner Lederjacke eine sportlich straffe Erscheinung, ging von Tatsachen aus, die dem Schweizer wohl vertraut sind: von der Mehrsprachigkeit. Der Luxemburger ist äußerlich deutsch, innerlich aber nicht, es fehlt ihm das «deutsche Gemüt». Man kann aber eine Sprache nicht gebrauchen, ohne auch die Gemeinschaft, die sie schafft, zu wollen. Diese Spannung gibt seiner kleinen Heimat die Prägung.

Die rheinischen Dichter wollten aber nicht nur vom Rhein *sprechen*, sondern ihn auch sehen. So fuhr man denn in den Kaiserstuhl, der den ganzen Farbenzauber herbstlicher Schönheit entfaltete. Hier wurden eindruckliche Worte über den Friedenswillen der Menschen hüben und drüben gesprochen. Aber wie leicht erscheinen friedliche Dichterworte den Mächtigen des Tages bloß als «schöne Literatur».

Ein besonders treuer Freund unserer Stadt Basel war der badische Hofrat und Dichter

vor einigen Jahren als 91jähriger verstorben. Er war die Verkörperung des Verses:

«Wer spät erst reift, wird noch im Golde stehn,
Wenn um die andern schon die dunkeln Schatten wehn!»

Jedes Frühjahr erschien er in unserer Stadt. Langsamem Schrittes kam er, eine hohe Gestalt, über den Marktplatz daher. Er hatte verwandtschaftliche Beziehungen zu Basel; die einstige Besitzerin der Engelapotheke am Bäumlein, Frau Wettstein, war seine Tante gewesen. Dort kehrte er schon als Knabe regelmäßig an, und seine Kindheitserinnerungen bewahren reizende Züge aus dem alten Basel. So etwa, wie er mit Mutter und Tante ins Museum ging, den beiden Frauen entwischte und sich auf eigene Entdeckungsfahrten machte. Die erschreckten Frauen fanden ihn endlich, wie er in einem Saal einen Stuhl vor das Marmorbild der Schlöth'schen Psyche mit dem Lämpchen geschleppt hatte, um der lieblichen Göttin einen Kuß aufs Knie drücken zu können. Ein hübsches Gedicht «Der Kuß zu Basel» hält das Erlebnis fest. Im Wettstein'schen Apothekerhaus verkehrten viele Freunde. Von ihnen imponierten dem Jungen besonders zwei: Rektor Fritz Burckhardt vom Gymnasium und der Jurist und hervorragende Botaniker Hermann Christ in Riehen. Und zwar deshalb, weil sie es am besten verstanden, mit den Händen Schattenspiele auf die helle Wand zu zaubern. Vorfreude des Kino-Zaubers!

Vierordt war kein «Moderner». Das Ideal des Schönen in der klassischen Kunst beseelte sein poetisches Schaffen, das in einer Reihe von Versbänden rein lyrischen und historischen Charakters zum Ausdruck kam. Seine Liebe zu Basel, der Humanistenstadt, inspirierte ihn zu manchen Basler Gedichten: Pfalz, Käppelijoch, Bäumli usw. wurden verherrlicht, sogar die Tauben vor dem Badischen Bahnhof hat er besungen. Am meisten aber faszinierte ihn der Kreuzgang. Nach jedem Besuch erhob er sich: Jetzt muß ich aber noch zu meinem Grab. «Sein» Grab war jene Steinplatte, links hinter dem Thomas-Platter-Grab, beim Eingang von der Pfalz her. Sie trägt kei-

nen Namen; nur die Aufschrift «Candidior nive». Im folgenden Gedicht hat er «sein» Grab besungen:

«*Candidior nive.*»
(Weißer als Schnee)

In Basels grauem Kreuzgangflur
Liegt einer Grabesplatte Stein,
Von einem Namen keine Spur,
Doch eingelassen ist darein
Ein kleines, gußgeformtes Schild
Mit einer Jahreszahl auf dem Knauf,
Darunter eines Schwanes Bild,
Und nur das eine Wort steht drauf:

«*Candidior nive.*»

Wer war wohl weißer als der Schnee?
Wer lichter als der lichte Schwan?
Wenn ich an diesem Grabe steh,
Kommt's mich mit stiller Wehmut an.
Wer mag der Schläfer drunten sein,
Der unter diesem Steine ruht?
Ein Jüngling oder Jungfräulein
Nach früh verlosch'ner Lebensglut?

«*Candidior nive.*»

Seit sechzehnhundertsechzig schon
Streckt sich der müde Schlummrer aus,
Sein Schlaflied in gedämpftem Ton
Rauscht ihm des Stromes dumpf Gebraus.
Durch got'sche Fenster blitzt der Rhein
Herüber in des Kreuzgangs Nacht,
Sacht, daß sein matt und mürb Gebein
Vom hellen Schimmer nicht erwacht!

«*Candidior nive.*»

Weil' ich in Basel, ist die Gruft
Oft meiner Morgengänge Ziel,
Ein Sonnenstrahl aus Himmelsluft
Vergoldend oft darüber fiel.

Träum ich am Grabstein je und je,
Einsam betrachtend immerdar,
Ein unergründlich Sehnsuchtweh
Durchrieselt mich seit manchem Jahr —
«*Candidior nive.*»

Und kommt die Zeit, sie rauscht ja fort,
Da ich, schon ein recht alter Mann,
Nicht mehr zu diesem Wallfahrtsort
Als stiller Waller wallen kann:
O schlaf bei milder Lüfte Weh'n
Hinfür in dieser Gräfte Hag,
Bis wir vielleicht uns einmal sehn
Beim Auferstehn am Jüngsten Tag —
«*Candidior nive.*»

Ein Kranz persönlicher Dichterfreundschaften spannte sich auch zwischen *Wien* und Basel. Da war vor allem

Hugo von Hofmannsthal.

Wenn sein «Jedermann» vor dem Münster, sein «Welttheater» auf dem Martinskirchplatz oder die Aufführungen im Stadttheater die Herzen der Basler einnahmen, so wurden diese Fäden noch enger geknüpft durch seine freundschaftlichen Bande zu C. J. Burckhardt, die zugleich zu fruchtbarem Austausch von Geist und Werk führten. Denn wie im Basler Stadtgeist das südliche und nördliche Element des Gefühls, Verständnis für Vergangenes und Aufgeschlossenheit für Neues sich treffen, so war auch des Dichters Art von Anfang an im Gestern und im Heute zu Hause. Er stand *über* dem Zeitbegriff. Urbanität und Schönheitssinn bildeten in ihm eine Einheit. Seine ganze Kraft gehörte dem Dienst am Geist. Sein Begriff von «Volk» war nicht der populäre. Aber er war vorurteilslos allen Ständen gegenüber. Schönheit und Wahrheit waren ihm nicht verschiedene Begriffe, Schönheit ohne Wahrheit war für ihn nicht denkbar. «Man muß bleiben, was man ist», sagte er, und er traf damit die baslerische Auffassung vom Leben zutiefst.

Herzliche persönliche Freundschaften verbanden auch einen andern Wiener mit Basel:

Raoul Auernheimer

Der wienerische Maupassant, der Meister der Novelle und des spritzigen Feuilletons, schätzte am Basler Geist besonders dessen Lust an der ironischen und satirischen Wendung, den Horror vor jedem klobigen Zugreifen. Die musikalische Grundhaltung, das Schwebende, war seinen Werken eigen, das Prickelnde einer leichten spielerischen Suite lag ihm näher als der schwer schreitende Schritt einer Kantate. Weilte er in Basel, und er weilte oft und gern hier, dann bat er stets ganz unwienerisch: Aber bitte zuerst über die Rheinbrücke und dann erst ins Café.

Wie so anders als die beiden Genannten war

Stefan Zweig.

Ihm stand der *europäische Gedanke*, das Verbundenheitsgefühl vor dem dichterischen Willen. Herder und Schiller hielten die Fahne des Weltbürgertums hoch, und Goethe gab ihm den entscheidenden Ausdruck: «Für den unbefangenen Denkenden ist das Vaterland überall oder nirgends!» Für Stefan Zweig ging der Weg zum «werdenden Europäer» über die «Baumeister der Welt», jene Reihe von schöpferischen Geistern, von Balzac, Dickens und Dostojewskij bis hin zu Romain Rolland, dem Typus des geistig heroischen Menschen. Die Freundschaftsbeziehungen zwischen Stefan Zweig und Basel aber spielten sich auf einem ganz besonderen Gebiet ab: dem des Handschriftensammelns. Daß in Basel ein Kaufmann lebte, Karl Geigy-Hagenbach, der die großartigste Sammlung von Handschriften aller Gebiete angelegt hatte, bewog den Autographenkennner Zweig immer wieder, in Basel anzukehren, und er hat ein beschwingtes Lob *der Stadt* geschrieben, die auch einen Fabrikanten mit humanistischen Neigungen kennt und anerkennt.

Der typisch *wienerische* Ton in der schönen Literatur trat wohl am eindrucklichsten bei

Arthur Schnitzler

in Erscheinung. Jene weiche, fließende, leicht melancholische, aber auch ironisch skeptische, den Stimmungen hingeebene und doch stets geistige Sphäre, wie sie in seinen dramatischen Werken zum Ausdruck kam, fand in unserer Stadt stets besonderen Anklang. Das Zeitkämpferische lag ihm nicht, dem Geist sorgloser Bürgerlichkeit und feinen Lebensgenusses fühlte sich sein Wesen verwandter. Hat er nicht dem alten Basler Stadtarzt Paracelsus seine skeptische Lebensanschauung, die so gut nach Basel paßt, in den Mund gelegt:

«Es fließen ineinander Traum und Wachen,
Wahrheit und Lüge, Sicherheit ist nirgends.
Wir wissen nichts vom Andern, nichts von uns,
Wir *spielen* immer. Wer es weiß, ist klug.»

* * *

Drei Begegnungen mit Dichterinnen mögen den kleinen Erinnerungskreis schließen.

In unserer alten Museumsaula an der Augustinergasse reihen sich der Wand entlang die Bilder alter Basler Gelehrter und Pfarrherren, ernste, bärtige Köpfe, mit Mühlsteinkragen und hohem Baselhut, alle auf schwarzem Grund. Darunter aber auf dem grauen akademischen Katheder stand eines Abends ein schlankes Jungfräulein mit Pagenschnitt, vollendetem make up, in duftig farbigem Gewande:

Francisca Stoecklin,

las Gedichte, *moderne* Gedichte, zarte, von innerer Glut getragene, ins Visionäre gehobene «Landschaften der Seele». Eine Schilderung der besonderen *Stimmung* dieses Abends drängte sich dem Berichterstatter auf. Und die Folge: ein ent-rüsteter Brief der Dichterin: «Was habe ich Ihnen zuleide getan, daß man mich so bloßstellt vor der Öffentlichkeit?» Welches Mißverständnis! Von Animosität oder gar Beleidigung war keine Rede gewesen. Nur die eigenartige Kontrastwirkung von Raum und Person, von Alt und Modern, von Schat-

tenwelt und blühendem Leben war festgehalten worden. Aber schon fühlte sich eine junge Dichterseele beleidigt. Der Versuch, das Mißgeschick wieder gutzumachen, indem der Dichterin in der «Basilea poetica» eine bevorzugte Stellung eingeräumt wurde, kam leider zu spät: sie war selbst schon in der Schattenwelt untergetaucht, dahingegangen im Beginn ihres Schaffens. Es sei ihrer mit einem ihrer ausdrucksvollen Gedichte gedacht:

«Wir wollen uns immer die Hände halten,
Damit unsre Seelen nicht in den kalten
Notvollen Nächten einsam erfrieren.

Wir wollen uns immer tiefer finden,
Damit wir uns nicht, wie die armen Blinden,
Im schwarzen Walde traurig verirren.

Wir wollen uns immer die Hände halten,
Damit wir uns nicht zu tief in die Falten
Des unendlichen Lebens verlieren.»

Am obern Rheinweg bildet das Haus «Zum kleinen Sündenfall» mit seinem Nachbar, dem «Rothen Schneck», noch eine jener reizvollen Erinnerungen an das alte kleinbürgerliche Basel, die jetzt reihenweise von Spekulanten abgerissen und durch Hochhäuser ersetzt werden. Die kleine Steinplastik an der Fassade, ein echtes Beispiel alter naiver Kunst, hält immer noch die Spaziergänger fest, wie denn schon in einer französischen Chronik anzüglich vermerkt steht: «Les Bâlois vous expliqueront cette boutique . . .»

Der originelle Hausname hat auch stets die Neugier der Poeten gereizt. So hat eine norddeutsche Dichterin, *Toni Rothmund*, versucht, den Hausnamen auszuwerten in einem ihrer vielen Romane, einer sentimental Liebesgeschichte, und sie erhoffte sich davon einen großen Erfolg bei uns. Das Gegenteil war der Fall. Man regte sich darüber auf. Mit zornigem Gesicht rief der Münchensteiner Pfarrherr

Rudolf Schwarz,

der selbst so anmutige Basler Historien und Histörchen schrieb, in einem literarischen Zirkel aus: «Die het jo kei Ahnig vo Basel, die soll ruehig uf ihrer ‚Pfaueninsel‘ (einer ihrer Romantitel) blybel!» Die freundliche Absicht, der Stadt am Rhein eine literarische Huldigung darzubringen, war daneben geraten.

Wie anders waren Geist und Stimmung bei unserer

Lisa Wenger

in ihrem Alterssitz im «Kleinen Klingental» am untern Rheinweg. Hier war nichts von Empfindlichkeit und von Wichtigkeit zu spüren. In ihren Geschichten herrschte nur schlichte Lebenswahrheit, die aus dem Herzen einer ebenso klugen wie gütigen Frau kam. Jede Konvention war ihr zuwider, der «Vogel im Käfig» hatte ihr ganzes Mitgefühl, in ihren «Amoralischen Fabeln» übte sie ungescheut Kritik an menschlichen Schwächen, und der Humor ihrer «Altweibermühle» war unwiderstehlich. Ihr Urteil kannte keinen Haß, war es negativ, dann konnte sie sich mit einem ironischen Mundwinkelzucken begnügen. Sie war ja keine Baslerin, hatte sich aber im Basler Geist und Wesen gut eingelebt. Wo sie Freude spenden konnte, tat sie es. Für die Frau und ihre Rechte stand sie stets mit sicherer Ruhe ein und hielt noch in hohem Alter oft in verrauchten Lokalen jeder Aussprache stand. Für Volkstreue und Völkerfrieden sprach und schrieb sie manch treffliches Wort, ganz im Geiste des alemannischen Dichters, den sie hoch verehrte, und der im «Schmelzofen» so mahnend gerufen:

«Und numme keini Sebel meh,
's het Wunde gnueg und Schmerze geh,
's hinkt menge ohni Fueß und Hand,
und menge schloft im tiefe Sand.»

Die Jahrzehnte eilen dahin. Gestalten verblassen, Aspekte wandeln sich. Möge ein guter Geist auch weiterhin die Geschicke unserer inclyta Basilea bestimmen.